

beiten für seine Vorlesungen förderte A. auch die weitere Erweiterung der akademischen Grammatik, eine Arbeit, die mit zu seinen Lebensmerkmale gehört. 1870 erhielt die Universität Erlangen dadurch, daß sie ihm die Ablösung der Erlanger Universitätsprogramme übertrug, eine Arbeit, die vor ihm Oederlein befohlen hatte. Auch hier zeigte er seine erfaunliche Kenntnis der alten Schriftsteller und der verschiedenen handschriftlichen Lesarten. Im Frühjahr 1869 erhielt K. die Berufung nach Halle, wo Theodor Bergl seine Professur niedergelegt hatte, und sich nach Bonn zurückzog. Als Lehrer K. auch die Trennung von Erlangen liebte, er nahm den Ruf an und lebte bis zu seinem 25 Jahre seines Lebens wirkte. Sein nächster Kollege war bis 1876 G. Bernhardt, der zugleich die Universitäts-Bibliothek verwaltete. K. mußte beim Antritt seines Amtes die Professur der Eloquenz übernehmen. Damit war verbunden die Abfassung der Programme zu den Rhetorikvorlesungen und den jährlichen Beneficialschriften der Wittenberger Studenten. K. beauftragte die letzte Einrichtung und ließ dafür die Chronik der Universität in Halle, die im Jahre 1873 zum ersten Male erschien. Als Rektor trat er bald hervor, so im Jahre 1870, wo er in seiner Künigsgedächtnisrede über Königstreue und Vaterlandsliebe sprach. Die nächsten Reden im folgenden Jahre gaben einen Nachruf über die Gesallenen, Gedachten der jährlichen Schenkungen unter dem Mätktorat von Knoblauch, wozu dann einen Rückblick auf die Geschichte der deutschen Universitäten in den vorhergehenden Jahrhunderten, endlich das Studium der Wahrheit von Seiten der deutschen Gelehrten und wozu sich gegen die Ueberschätzung der sogenannten guten alten Zeit.

Die gute Gesundheit, deren sich K. erfreute, ermöglichte es ihm, neben seiner Lehrtätigkeit eine große Menge literarische Veröffentlichungen zu übernehmen. K. war ein Frühaufsteher, er durfte sich rühmen, während seiner akademischen Tätigkeit kaum jemals eine Kollisionsangelegenheit zu haben. K. war Mitglied des akademischen Senats, des Erlanger Senats, zweimal wählte ihn zum Rektor, in den Jahren 1875-76 und 1882-83. Im Jahre 1875 wurde er als Abgeordneter des akademischen Senats nach Weiden geschickt, um zu Ehren der 300jährigen Jubelfeier dieser Hochschule eine Gedenkadresse zu übernehmen. Die St. Petersburger Akademie ernannte ihn im Jahre 1877 einmüßig zum korrespondierenden Mitgliede, und so häufigen sich die Ehrungen auf das Haupt des verdienten Mannes. Als er bereits gestorben war, im Jahre 1884, erhielt seine Familie die mehr als Auszeichnung, daß ihn die Moskauer Universität zum Ehrenbürger ernannt habe. Als akademischer Direktor war K. unermüßig tätig, ganz wie in Erlangen. Er leitete das philosophische Seminar und im engeren Kreise eine philologische

Societät. Die Keils Jahrgenossen Dittenberger mit vollem Rechte bemerkte, waren Keils Vorlesungen gründlich und geübt. Als akademischen Lehrer war K. ein leitender Vorbildlicher K. zu eigenen. Die Auswahl der Stoffe, die er bot, war sehr glücklich, und die Darstellung Keils war klar, genau, dabei einfach und schmußlos, aber keineswegs trocken und unebenig. Lieberdies regte er die Studierenden zu eigenen Arbeiten an.

Was die Stellung Keils unter seinen Hallischen Kollegen anlangt, so war sie einflußreich, trotzdem er sich zu keiner Stellung drängte. Reichert diente er mit selbstloser Hingabe den Interessen der Gesamtheit. Hilfsbereit übernahm er für andere Kollegen Mühe um Arbeit. Er war von einer musterhaften Pünktlichkeit, Sorgsam um Gewandtheit. In keinem Wesen bildeten Treu, Zuverlässigkeit, Geradheit und Besonnenheit die Grundzüge. So wurde er ein Mann des allgemeinen Vertrauens. Dazu befaß er einen geübten, praktischen Blick, eine ungewöhnliche Sicherheit und Leichtigkeit in der geordneten und klugen Führung der Geschäfte. So erklärt es sich ungezwungen, daß die Universität Halle in ihm einen vorzüglichen Beamten und Vorkämpfer ihrer Interessen erblickte durfte. Daneben schätzte es sich die Hallische Bürgerchaft nicht minder zur Ehre, wenn er ihre Interessen wahrnahm. Wenn er auch das Mandat zum Stadtordeordneten, das ihm im Jahre 1887 übertragen, wegen Arbeitsüberhäufung ablehnte, so gehörte er doch zum Kirchenortstande der Marien-Gemeinde und war Mitglied des Kuratoriums für das Hallische Stadtgymnasium.

Keil ein glücklicher Familienvater, dessen Kinder, vier erwachsenen, sind. Eine Ehe und Freunde war es für ihn und die Seinen, als er am 25. Mai 1882 seinen höchsten Geburtstag in voller körperlicher und geistiger Frische begehen konnte. Und doch sollte auch er bald absterben werden aus seinem arbeitsreichen Leben. Der Tod seines Sohnes Gottfried, der das Fach des Vaters zu seinem Lebensberufe gewählt hatte, verhärtete ihn überaus schmerzhaft. Schon im Jahre 1880 trat ihn ein leichter Schlaganfall. Dieser wiederholte sich im Sommer 1884. Am 27. August des Jahres ist er sanft entschlumert. Mit ihm verlor die Universität Halle einen Mann, dessen Mühe und Güte die Studenten wohl zu schätzen wußten, dessen sonstige vorzüglichen Eigenschaften, wie schon erwähnt, ihm allezeitige Anerkennung eingetragen hatten, ein Mann, der in den Kreisen der Philologen als ein Rektor galt. Was Keil in der wissenschaftlichen Welt bedeutet, haben wir nur andeuten können. Wer mehr darüber zu erfahren wünscht, möge sich Rats erholen aus der vorzüglichen Abhandlung, die K. s. Kollege Dittenberger ihm in der Hallischen Universitäts-Chronik gewidmet hat. Hertzberg.

Die Reliquien der Wittenberger Schloßkirche.

Von Rektor Schmidt-Bresina.

(Nachdruck verboten.)

Kürzlich Friedrich der Weise war ein überaus frommer Mann, der die Gnadenmittel der Kirche außerordentlich schätzte. An der im Ausgang des Mittelalters allgemein verbreiteten Reliquienverehrung nahm er lebhaften Anteil und war sehr bemüht, die Reliquienhäufe seiner Schloßkirche ständig zu vermehren. Um sie der Welt bekannt zu machen, ließ er im Jahre 1509 das Reliquienbuch drucken, ein Verzeichnis der 5000 heiligen Leberreife, welche die Kirche damals befaß. Das Buch wurde mit einer Anzahl Holzschnitte nach Zeichnungen von Lukas Cranach geschmückt. Sie hielten lobbare Reliquienbesitzer dar, die einen Beweis von ihrer hohen Auktoritätigkeit der Gotz- und Silber-schnitte jener Zeit gaben. Das wertvolle Stück dieser eigenartigen Sammlung war ein Born aus der Krone Christi, über welchen die Vorrede zum Reliquienbuche folgendes berichtet:

„Nachdem der durchlauchtigste und hochgeborene Fürst Herzog Rudolf von Sachsen usw., der Heiliger, lässlichen Gedächtnisses, bei dem christlichen König Philipp von Frankreich (1528-1550) sich so mannhafte und reichlich in Hauptteilen und Geschloßkirchen erzeigte und bewies, daß er unter anderen königlichen Belohnungen seinen rühmlichen, ritterlichen Lebnungen die sonderlich große Gabe eines heiligen Bornes, der in der heiligen Krone und unserm Herrn und Erlöser sein gebenedictes Haupt förmlich verbrüdet, mit einem goldenen Wibe eines Königs samt einer selbstgeschriebenen Diktorie, die man jährlich davon singt, erlannt und verdient hat. . . .“

Außer diesem befanden sich noch acht andere Dornen aus der Krone Christi in dieser Sammlung, dazu ganz merkwürdige Dinge, z. B. ein Stück von der Treppe, unter welcher Lazarus gelegen hatte, etwas Haab aus dem Dien der drei Männer (vergl. Seligung der drei Männer im letzten Dien) u. v. a. m. Der Reichthum der Weis auf seine Kirche für Heiligthümer niemals an durch Aufkauf, besonders Staupis, erwarb er alles, was für ihn werthvoll war. So betrug die Anzahl seiner Reliquien im Jahre 1520 19 013 Stück, von denen viele in goldbaren, goldenen und silbernen Beschälern aufbewahrt wurden. Dieselben waren zum Theil kostbar, weil sie sehr viele Menschen an Heilen, die an diesem Dien gefeselt wurden, gatten als besonders wirksam. In dem Jahre 1520 wurde Friedrich des Weisen, berichtet, daß jährlich 900 Gebettene von Heilen wurden, wozu 83 Kerker nötig waren und wobei 35 000 Pfund Waas verbraucht wurden.

Je mehr die Reformation erstarb, desto mehr nahm die Anteilnahme für die Heiligkeit ab. Auf Befehl des Kurfürsten sollten die Schätze der Schloßkirche den Vorlebern des Gottesaltars übergeben, aber nicht veräußert werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist aber ein Teil der wertvollsten Reliquarien niemals aus der Schloßkirche entfernt worden. Der Prosop Dennis Götze war mit den meisten Items Dornern ein entscheidender Gegner der Reformation. Da nur wenige Eingeweihte die Kirchenhäufe — außer den bereits erwähnten Reliquienbesitzern — außer den bereits erwähnten Reliquienbesitzern befaß die Kirche noch 59 goldene und silberne Reliquiare, darunter 21 Reliquie — vollständig kannten und ihren Aufbewahrungsort wußten, so war es leicht, eine Anzahl der kostbaren Stücke verheimlichen zu lassen, ohne das es bemerkt werden konnte.

Im Jahre 1528 wurde Wittenberg befalligt. Johann der Bekannte geistigte nun, daß die Reliquien in Wittenberg wurden, damit durch den Erlös ein Teil der Bestimmungskosten gedeckt würde. Wie aus den Wittenberger Kirchenrechnungen hervorgeht, hat der Goldschmied Christian Döring eine größere Anzahl dieser Kostbarkeiten erworben. Einzelne Stücke sind hervorragenden Verhältnissen geschickt worden. Was das aber alles? Im Jahre 1587 wurde unter dem meißnischen Adel ein Schreiben verfaßt, welches die Amtliche der Schichten gerichtet war, welche Kurfürst Friedrich Quantum zum Geant-ansprüche veranlaßt hatten. In diesem heißt es, daß der Reich gegeben sei:

„einen gewissen . . . am Chor der Saupflichten an Wittenberg vergrabenen Kirchenornat an Casulen, Reichen, Casullieren, Bischofsstüben, Leuchtern, Lampen u. dergl. auszuräumen . . . auch ferner gemeldet, daß seit der Reformation alle fünf Jahre von Rom und Prage vier Patres in weißlichem Habt abgedent sind, was da dann die Hüten den Kirchen die Orte, wo die Schätze verborgen waren, gezeigt und also die Sicherheit, wo diese vermauert, beisehalten worden.“

Das tatsächlich während der Reformationszeit Reliquienbesitzer vermauert worden sind, geht aus einer Inschrift hervor, die sich noch vor etwa 70 Jahren in einer damals unbenutzten Kirche befand: „Prope huc lapidem asservantur reliquiae“. Die Reliquien selbst befanden sich im Altar. Die Schätze ruhen offensichtlich noch bis zum Wiederkehr der alten Reichsmacht und Reichsherrlichkeit in ihrem stillen Grabe, damit sie nicht solchen Raubpartellen oder der Schar der unjener Feinde zum Opfer fallen

Die Daneilshöhle im Hynwalde.

Von Walter Beder.

(Nachdruck verboten.)

Im Vorlande des Hares, nördlich von Halberstadt, erhebt sich der schöne Hyn. Hier ist es eine Höhle, die tief in den Sandstein gehauen ist. Von der sogenannten Daneilshöhle erzählt sich das Volk viele Sagen. Und wenn ein Kind ungewogen ist, so erhebt wohl die Großmutter drohend den Finger und sagt: „Teufel, er leggt et Daneilen, de brömt dem midde un feet ded op!“

Vor vielen, vielen Jahren wohnte in der Höhle ein furchtbarer Räuber, Daneil. Die Kätz, Vorratstammer, den Woznraum und Pferd stall kan man noch heute sehen. Daneil machte lange Zeit die Gegend unsicher. Durch die ganze Umgebung des Hynwaldes hatte er Drabneste gepannt. Tratz ein Reisender auf einen solchen Drab, so erlöste in Daneils Höhle eine Glöde. Der Räuber wußte nun genau, an welcher Stelle der Drab beherigt war. Bald fand er vor dem Händler oder Kaufmann, und dieser konnte froh sein, wenn er mit dem Leben davonkam und der Räuber ihn mit dem Hauke begnügte. Viele friedliche Reisende wurden so ausgehindert oder ermordet, ohne daß es gelang, durch die Gegend zu ziehen.

Eines Tages nun ging ein Mädchen durch den Hynwald. Es hatte Breten gestrichelt und wollte diese in Halberstadt verkaufen. Pflüchlich stand der Schrecklich vor ihr. Aus Haub darüber, das Mädchen keine Verbrechen bei sich hatte, erob der Räuber die Waffe, um Susanne — so hieß das Mädchen — zu töten. Doch

diese flehte Daneil an, sie zu verschonen. Gerührt durch Susannes Schönheit, erfüllte der Räuber endlich ihre Bitte. Aber sie mußte versprechen, niemals etwas von dem Auktoritätsort Daneils zu verraten und des Räubers Frau zu werden. In ihrer Anklammer Susanne, niemals einem Menschen etwas von Daneil zu verraten.

In der Räuberhöhle oesell es Susanne gar nicht. Sie mußte leben, wie ihr Mann seine gräßlichen Verbrechen verübte. Eines Tages belam Susanne ein Kind. Da nahm es der Unmensch und verheimlichte es am besten. Dies war Susanne nun zu viel. Als ihr Mann eines Tages auf Staub war, floh sie nach Halberstadt. In früher Morgenstunde kam sie dahin und beiseitete dem Roland auf dem Markte abies, was ihr Herz bedrückte. Zufällig hörte dies ein alter Katediner. Susanne wurde vor den Rat gebracht, von einem Priester ihres Eides entledigt und erzählt, was sie erlebt hatte.

Die umliegenden Dörfer rüsteten nun zum Rachezuge. Acht Laas lang wurde am Düswale Wehrtreie glockt. Dann wurde Daneil in seiner Höhle eingeschlossen. Der Wehrtreie wurde nun in den Grotzstein gelassen. Der Räuber, der anfangs tödlich gelockt hatte, wurde schließlich still. Als man dann die Steine, mit denen Daneil den Eingang verbarrikadert hatte, wegräumte, fand man den Räuber tot am Eingange liegen.

Das Raub vor seiner großen Plage befreit.

Die Hundeturkei.

Von A. Arls.

Wie es Menschen gibt, die während ihres ganzen Lebens wegen irgend einer Eigenschaft oder eines Gebrechens einen Spottnamen führen, der sich oft in früheren Jahrhunderten zum Familiennamen umgewandelt hat, z. B. Spidbart, Schmalbauch, Rankein und viele andere, so gibt es auch Landstädte, die durch einen Beinamen gekennzeichnet werden, der eine besondere Eigentümlichkeit dieses Landstriches bezieht. Wir kennen in unserer Heimatprovinz Sachsen die Vorbe und die goldene Aue als fruchtbare Gebiete, es finden sich aber auch Bodennarten, die wegen ihrer Dürrigkeit den Spott bevorzugter Gegenben herozuerufen und Spottnamen erhalten haben. Hierher gehört die Sidhöfische der Provinz, wo sie an Schlesien grenzt; dort gibt es einen Landstrich, der im Volksmunde der Sachsen über das Frankland genannt wird, weil hier in alten Zeiten sumpfiges Land mit vielen Fräusen lag. Der Name Schraben wird von dem altdeutschen Worte frato-böher Geiß, neuhochdeutsches Schraff, abgeleitet und bedeutet einen Wald der bösen Geister. Die Schrabendörfer um Elsterwade herum waren immer etwas zurückgeblieben und in Weisen sagte man zu einem altmößigen Menschen: „Der ist wohl aus dem Schraben.“

Das Land rechts von der Elbe, das in einem schmalen Streifen sich im Hynwalde der schwarzen Elster von Elsterwerda bis Wittenberg hinzieht, nun im Anfalligen bis Herzil reicht, hat meist langbesen Boden, als älteres Schuennland, von dem der Volksmund urteilt: „Hier ist das gelobte Land, wenn der Wind weht, fliebt der Sand“, und der Landmann bei stürmischen Wetter sagt: „Mein Land kann weht fliegen“. Diese Eigenschaften des Bodens mögen die Veranlassung gegeben haben, die ganze Landchaft als Hundeturkei zu bezeichnen und mit Spott auf die mageren Acker und dürftigen Aulgehn herabzusehen, die mit den selten Breiten der Vorbe nicht verfallen werden können und den herrlichen Bewaldungen im Saaz und Thüringen nicht das Maß der reifen Orts- und Flurnamen wie Alt- und Neulagefeld, Sage oder gar Sunhilt, ein Dorf an der Noßel nordwärts von Aulhau an der Elbe, mögen den Spott noch besonders herausgefordert haben, und so hat man wohl den Begriff Hundeturkei als eine öde, unfruchtbare Gegend ohne bestimmte festgelegte Grenzen gebildet, in der die Weisen und die Landwirtschaft rückständig geblieben waren.

Daraus darf man nun freilich nicht schließen, daß die Landturkei durchweg entünte Ackerwaldungen haben; in der Vorbe treffen wir herliche alte Eichen- und Buchenbestände, namentlich je näher man der Elbe kommt, und Buchen-Aedern wird heutzutage nicht selten ein Ribenbau betrieben, der den ribenmäßen Feldern anderer Gegenden wohl ebenbürtig ist.

Ebensoviele dürfen wir annehmen, daß die Sandgegenden erst in späteren Jahrhunderten unserer Zeitrechnung liebedelt worden sind; gewöhnlich werden sie als wendisch bezeichnet und tatsächlich haben hier Weiden gefeselt, die Hüße und

Niederungen bevorzugten, aber lange vor ihnen wohnten germanische Stämme zu beiden Seiten der Elbe. Bis in die jüngere Steinzeit lassen sich Siedlungsansätze zurückverfolgen; sie werden in der Bronzezeit häufig und ziehen sich bis zu der Wendzeit ins 6. nachchristliche Jahrhundert hinein, wo die geschriebene Geschichte einsetzt. Die ausgebreitete Siedlung hat wohl bei dem anfalligen Fortbau der Saaz in der Nähe von Lindau gelegen, wo vor etwa 20 Jahren durch den damaligen Pfarrer Beder in Lindau auf einer einigen Grabnischelle und 500 Beisetzungen der Erde entnommen worden sind. Diese Funde stammen aus der Zeit kurz vor und nach Christi Geburt und bezeugen, daß damals ein reger Verkehr in jener Gegend stattgefunden haben muß, wie dem auch weitere Funde von vorchristlichen Handelswaren (Eisendünne) auf Handelsverkehr nach dem Osten schließen lassen. Die hier und im benachbarten Brandenburgischen germanischen waren wohl Semnonen, die bis nach Süden zogen und allmählich den nachdringenden Weiden Platz machten.

Auch die Ackeroberrung dieses Weidenlandes durch die römischen Säuer hat wieder Jahrhunderte gedauert und die neuen deutschen Anlieber haben sich da nebengelesen, wo bereits Siedlungen bestanden und die Bedingungen dafür gegeben waren. Mit den Siedlern kamen dann auch deutsche Verwaltungsbehörden ins Land und so treffen wir hier Grafen von Lindau, die bis tief ins Mittelalter nach dem Hynwald von Ballerburg wohnten, deren Rechte noch heute auf der Domäne stehen. Die Burg hat die Aufhebung beehret und wird ein Stützpunkt in den Weidenfeldzügen der Rönige und Kaiser gewesen sein, die gewöhnlich in Weitaug ihre Truppen sammelten, wenn sie vom Vorhaben des Saazes in das östliche Slaenland jenseits der Elbe ziehen wollten oder die Elbe bei der Kaiserfamilie Tordburg überfließen. Lindau sicherte dann den Übergang über die Raube und die Durchwanderung der weiten Sumpfläachen, die nur von Süden aus den Sandbergen Drien gestaltet. Heute sind diese Süden trocken geworden und nur das noch nicht sehr alte Moorbad Lindau erinnert noch an die einmige Beschaffenheit des sumpfigen Geländes. Von Lindau führt ein Weg durch die Niederung der Raube, deren Namen Bach bedeutet, nach Zerbst. Schon von weitem erlösen wir das alte Weidenfeld der Stadt, den hohen Turm der Hof- und Schloßkirche von St. Bartholomäus, die schon 1215 von Bischof Rabun von Brandenburg eingeweiht und mit reichen Einkünften aus den benachbarten Drien ausgestattet wurde. Die Stadt selbst ist schon 200 Jahre vorher urkundlich erwähnt worden und hat vielleicht schon in ganz früher bednlicher Vorzeit als Kultusstätte germanischer Stämme eine Bedeutung gehabt. Zerbst ist eine der lebenserfüllten ringsum von einer Stadtmauer mit Wachtürmen umfriedeten alten Städte, Geburtsort der großen Kaiserin Katharina von Rußland. Wir können hier auf ihre baulichen, landschaftlichen und geschichtlichen Besonderheiten leider nicht näher eingehen. Ebenfalls ist hier von einer Verfertigung des Spinnweins „Sundeturkei“ nichts mehr zu bemerken.